Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannisgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 3 (Paulinum),
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 265. **Sonnabend** den 27. Mai 1899. **93. Jahrgang.**

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 27. Mai.

Wenn nach ernsten Verhandlungen über wichtige politische, sociale und wirthschaftliche Fragen auch der Humor zu seinem Rechte kommt, so wird nur ein unverbesserlicher Griesgram etwas dagegen einzuwenden finden. Wenn aber solchen Verhandlungen der „Ulk" vorhergeht, so ist es begreiflich, daß ernste Männer sich peinlich davon berührt fühlen. Wahrscheinlich aus diesem Grunde gehen einige Berichterstatter über den X. evangelisch-socialen Congreß mit Stillschweigen über eine Rede hinweg, die Professor Dr. Hans Delbrück an dem den Hauptversammlungen vorangegangenen Begrüßungsabende über die **Lösung der socialen Frage durch das Fahrrad** gehalten hat. Andere Blätter, die anscheinend die „Pointe", den Zweck der Rede nicht verstanden haben, berichten über sie folgendermaßen:

Professor Dr. Delbrück-Berlin (mit lebhaftem Beifall begrüßt): Wir sind heute Abend schon in eine Behandlung der socialen Frage eingetreten. Mir ist neulich ihre Lösung aufgegangen (Heiterkeit): das Fahrrad! (Heiterkeit.) Ich radle nämlich seit 2 Jahren. Ein Fahrradler verträgt keinen Alkohol — wie wichtig für eine sociale Besserung! (Heiterkeit.) Die Wohnungsfrage wird gelöst werden durch das Fahrrad. Die Arbeiter werden aus der Stadt in Villencolonien radeln. (Heiterkeit.) Wenn alle Arbeiter erst ein Fahrrad haben, werden sie auch in die Natur hinaus radeln und nicht in socialdemokratischen Versammlungen bösen Agitatoren anheimfallen. Wie aber allen Leuten Fahrräder geben? Das ist die Frage! Und da werden wir wohl noch unseren Congreß nöthig haben!

Trotz der Seltsamkeiten, die dem Redner bekanntlich anhaften, bezweifeln wir doch keinen Augenblick, daß er, wenn er ernsthaft über die Bedeutung des Fahrrads für das ganze moderne Leben hätte reden wollen, Bemerkenswerthes über dieses Thema gesagt haben würde. Er hat zweifellos an unrechter Stelle gescherzt und dadurch auf der einen, seine Worte ignorirenden Seite angestoßen und auf der anderen die Meinung erweckt, er habe im Ernst gesprochen. Solchen naiven Seelen gegenüber ist es wohl am Platze, darauf hinzuweisen, daß das Fahrrad, wie alle modernen Verkehrsmittel, keineswegs ein Mittel zur Beeinträchtigung der Socialdemokratie ist, sondern von dieser mit Erfolg als Hebel der socialdemokratischen Agitation benutzt wird. Da Herr Professor Delbrück jedenfalls im „Vorwärts" die Nachrichten über das socialdemokratische Vereinswesen verfolgt, so weiß er genau, daß es in seiner nächsten Nähe, in Berlin, einen Arbeiter-Radfahrerverein giebt, der in drei Bezirke getheilt ist. Welche Dienste die socialdemokratischen Radfahrer beim Flugblattvertheilen, bei Wahlen ꝛc. leisten, darüber sind die socialdemokratischen Zeitungen nicht selten des Lobes voll. Ueber die Bemühungen, radelnde Arbeiter durch Einfangen für die socialdemokratischen Radfahrervereine von der Berührung mit der bürgerlichen Welt abzuschließen, belehrt der Verlauf der „Arbeiter-Radfahrerconferenz", die am 2. Osterfeiertag für die in Vereinen organisirten Arbeiter-Radfahrer des Königreichs Sachsen in Döbeln stattfand. Die „Sächsische Arbeiterztg." vom 21. April dieses Jahres berichtet über die Conferenz u. A. Folgendes:

„Es wurde beschlossen, für Ausbau des Organs Sorge zu tragen, denn nur durch eine gute Presse sei es möglich, die dem Verband noch fernstehenden Arbeiter-Radfahrer zum Eintritt in den Radfahrerbund „Solidarität" zu bewegen. Ferner wurde beschlossen, die Vereine in Chemnitz, Zwickau, Leipzig und Dresden zu beauftragen, je einen Vertrauensmann zu wählen, welche dann gemeinschaftlich die Agitationen für den Bund betreiben sollen... Das Verhalten der Leipziger Vereine, die dem Bunde bisher ablehnend gegenüberstanden, rief eine Debatte hervor. Schließlich erklärten die Leipziger, dem Bunde in nächster Zeit beitreten zu wollen."

Fügen wir nach dem Berichte der „Sächsischen Arbeiterzeitung" noch hinzu, daß zur Döbelner Conferenz zweihundert Radfahrer erschienen waren, daß sie einen Corso durch die Stadt veranstalteten, der Hunderte von Zuschauern herbeilockte, so wird gewiß Professor Delbrück überzeugt sein, daß das Zweirad kein Mittel zur Schwächung der Socialdemokratie, sondern ein Hebel ihrer Agitation ist. Und wenn Delbrück weiter sagte: der Arbeiter könne mit dem Rade aus der Stadt fort- und in „Villencolonien" radeln, so hat er damit sicherlich alles Andere behaupten wollen, als daß derartige in der Nähe von Industriecentren gelegene „Villencolonien", aus denen der Arbeiter mittels des Zweirades nach seiner Fabrik fährt, durch das Zweirad Verluste an Socialdemokraten erlitten hätten. Nichts als ein Scherz kann endlich die Behauptung sein, das Rad schaffe Wandel in Bezug auf die Trunksucht. Denn wenn auch Rennfahrer während des Training sich des Alkohols enthalten, so läßt sich daraus doch nicht auf eine allgemeine Abneigung der Radfahrer gegen den Alkohol schließen. Thatsächlich sind selbst Rennfahrer, nachdem das Rennen vorüber, keineswegs geschworene Feinde des Alkohols, und wie es mit den Tourenfahrern bestellt ist, darüber kann man sich leicht durch einen Blick in die Vereinslocale von Radfahrvereinen überzeugen, in denen Trinkhörner gewöhnlich nicht fehlen. Selbst starke Zecher erblicken im Rade nichts weniger als ein Hinderniß für den Alkoholgenuß: wie ein Ritt zu Pferde als wirksamstes Mittel gegen die Nachwehen „starker Sitzungen" von allen Kennern geschätzt ist, so dient auch das Stahlroß dazu, die peinlichen Folgen des Alkoholgenusses zu beseitigen, weil es Gelegenheit giebt zum „Ausarbeiten". — Hätte Herr Professor Delbrück seinen Humor bis zur Stunde der Bierzeitung aufgespart, so hätte er seinen Zweck sicherlich erreicht und wäre der Gefahr, ernst genommen zu werden, glücklich entgangen.

---

*Die „Germania" benützt den 25. Todestag des Centrumsführers Hermann von Mallinckrodt zu einer Anregung, die eine **ultramontane Herausforderung ersten Ranges** ist. Das Berliner Centrumsblatt schlägt vor, Mallinckrodt ein „würdiges Denkmal" zu setzen. Dagegen hätten wir an sich nichts einzuwenden. Aber der Ort, an dem die „Germania" das Denkmal angebracht wissen will, stempelt das ganze Denkmalunternehmen zu einer ultramontanen Herausforderung. Man höre: „Dem demüthig-schlichten Sinne des verewigten Führers entsprechend, soll es kein prunkendes Denkmal sein, sondern eine einfache Gedenktafel mit dem Relief von Mallinckrodt's in der St. Hedwigskirche. Für die Kirche hat er gestritten, im Kampfe für den heiligen katholischen Glauben hat er sein Leben gelassen: giebt es einen besseren, einen würdigeren Platz für ein Mallinckrodt-Denkmal, als die Mutterkirche der Reichshauptstadt? Daß die kirchlichen Behörden gegen eine derartige Ehrung eines begeisterten Kämpfers für die Rechte der Kirche nichts einzuwenden haben würden, glauben wir wohl annehmen zu dürfen." — Wir halten es für ausgeschlossen, daß die kirchlichen Behörden diese Ehrung gestatten. Es ist in höchstem Maße unpassend, einem Parteimanne überhaupt in einer Kirche ein Denkmal zu setzen: dem Gotteshause, das dem Frieden geweiht ist, muß der Parteistreit unter allen Umständen fernbleiben. Soll aber gar einem Parteimanne vom Schlage Mallinckrodt's in einer Kirche ein Denkmal gesetzt werden, so ist das nicht nur ein unpassendes, sondern auch ein herausforderndes Beginnen. Denn bei H. von Mallinckrodt hat sich das Eintreten für den Katholicismus im Culturkampf zum leidenschaftlichsten Fanatismus gesteigert. Er begnügte sich nicht damit, den unerschütterlichen Widerstand der Katholiken zu verkünden: er bekämpfte die ganze neuere Entwickelung Deutschlands als ein Werk des Unrechts und der Gewalt. Wenn einem solchen Manne in einer katholischen Kirche ein Denkmal gesetzt wird, so verletzt man damit aufs Tiefste die Empfindungen der gottlob zahlreich vorhandenen Katholiken, welche die neuere Entwickelung Deutschlands mit anderen Augen ansehen, als Mallinckrodt. Vollends herausfordernd aber wirkt ein Denkmal Mallinckrodt's in der Hedwigskirche. Regelmäßig pflegen sich hier die hohen katholischen Reichs- und Staatsbeamten bei officiellen Feiern einzufinden, auch der Kaiser oder sein Vertreter erscheint oft genug gerade an dieser Stätte. Hier einen Mann durch ein Denkmal zu verherrlichen, der die Staatsgewalt in langen und erbitterten Kämpfen befehdet hat, kann nicht anders, als eine übermüthige Herausforderung des Klerikalismus aufgefaßt werden. Die kirchlichen Behörden haben daher die klare Verpflichtung, gegen die beabsichtigte Ehrung Mallinckrodt's in irgend einer katholischen Kirche Einspruch zu erheben. Thun sie das nicht, so fordern sie die Staatsgewalt ebenso heraus, wie das Caplansblatt, das jene Herausforderung empfiehlt.

Bekanntlich hat die **Friedensconferenz** von vornherein entschieden, daß sie sich mit der Frage der sogenannten interessanten Völkerschaften in Europa weder in directer, noch in indirecter Weise beschäftigen werde, weil sie ein beschränktes Mandat besitze. Der Empfang von Delegationen dieser Völkerschaften, die feierliche Ueberreichung von Denkschriften u. s. w. ist also unmöglich, was aber die verschiedenen Actions- und Agitationscomités nicht abgehalten hat, Delegirte nach dem Haag zu schicken, denen die Aufgabe zufällt, die Conferenzdelegirten privatim für ihre Interessen zu bearbeiten. So sind, wie der „Kr.-Ztg." aus dem Haag geschrieben wird, dort bereits Delegirte finländischer, makedonischer, armenischer, jungtürkischer und ungarisch-rumänischer Comités eingetroffen, und intrigiren wacker hinter den Coulissen, eifrig unterstützt von den zahllosen Friedensaposteln und Friedenstauben, die gegenwärtig hier zusammengeströmt sind. Die Conferenzdelegirten werden gleichzeitig mit Petitionen und Denkschriften allerlei Art überschwemmt. Sogar die Polen haben sich wieder einmal mit einer Denkschrift an die Delegirten der Friedensconferenz gewendet. Selbstverständlich bedeuten alle diese Agitationen nur einen Schlag ins Wasser, weil keiner der Delegirten die Befugniß hat, sich in Dinge einzumengen, die ihn nichts angehen. Es heißt, daß mehrere Delegirte, unter Anderen der erste ottomanische Bevollmächtigte, Turkhan Pascha, nachdrücklich die Forderung erhoben haben, daß kein Mitglied der Friedensconferenz irgend einen Delegirten der erwähnten Agitationscomités empfängt oder deren Briefe beantwortet. In der That könnte selbst der private Verkehr von Conferenzmitgliedern mit derlei außerhalb der Friedensconferenz stehenden Elementen der Friedensconferenz selbst ein jähes Ende bereiten. Ueber die voraussichtliche Dauer der Conferenz gehen die Meinungen weit auseinander. So viel steht fest, daß alle Bevollmächtigten ihre Wohnung in der niederländischen Residenzstadt bis Ende Juni bestellt haben, woraus hervorgeht, daß sie nicht an die Möglichkeit der Beendigung der Conferenzarbeiten vor diesem Datum glauben. Der deutsche Bevollmächtigte Graf Münster siedelt am 1. Juni nach Scheveningen über, woselbst er Wohnung bis 1. Juli bestellt hat. Sollten die Conferenzarbeiten aber auch bis Ende Juni nicht abgeschlossen sein, so wird an eine Unterbrechung der Friedensconferenz gedacht werden. Dieselbe würde dann für den Monat September zur Fortsetzung ihrer Thätigkeit wieder einberufen werden. Eine derartige Unterbrechung wäre indessen ein böses Vorzeichen für das Gelingen der Conferenz, weil die Erfahrung lehrt, daß vertagte diplomatische Versammlungen in der Regel nicht mehr zusammentreten.

Alle Berichte, welche über die **Tumulte auf Samoa** in Berlin eingetroffen, constatiren, daß das Verhalten des Commandanten des kleinen Kreuzers „Falke" Corvetten-Capitän Schoenfelder ein mustergiltiges war. Von unserem auswärtigen Amte ist ausdrücklich erklärt worden, daß der Commandant des „Falke" nicht einen einzigen Fehler gemacht, er habe sich mit einer diplomatischen Gewandtheit benommen, die alle Anerkennung verdiene, zumal da die Situation die denkbar precairste war. In allen Wirren hat Corvetten-Capitän Schoenfelder die Ruhe und Umsicht nicht verloren; nicht der geringste Vorwurf hat ihm gemacht werden können. Nach den bisherigen Berichten ist die Vermuthung nicht von der Hand zu weisen, daß es sich um einen von langer Hand vorbereiteten Coup der Engländer gehandelt hat. Ueber die gegenwärtige Lage auf Samoa wird dem „Bureau Reuter" aus Apia, 17. Mai, gemeldet: Mataafa schickte ein Begrüßungsschreiben an die Hohe Commission und es heißt, daß er jedem einstimmigen Befehl der Commission, der ihm überbracht wird, gehorchen werde. Doch ist es zweifelhaft, ob er die Waffen niederlegen wird, wenn nicht Malietoas (Tanus) Leute gezwungen werden, es auch zu thun. Die Rebellen (gemeint sind die Anhänger Mataafas. Red.) werden, wenn es ihnen befohlen wird, sich in ihre Wohnstätten zerstreuen, aber sie sagen, sie werden nie Malietoa als König anerkennen. Während des Bombardements durch die Kriegsschiffe sollen nur ein oder zwei Leute verwundet worden sein. Die Eingeborenen haben die Stärke der Europäer noch nicht begriffen und würden darum zu weiteren Extremen gehen, sollte der Krieg wieder ausbrechen. Die „Rebellen" bleiben außerhalb der von Admiral Kautz bezeichneten Linien. Sie haben ihre neue Stellung stark befestigt. Inzwischen werden Malietoa's Leute gedrillt und sie haben Mulinuu befestigt. Eine beträchtliche Anzahl Leute ist durch die englischen Kriegsschiffe von anderen Inseln herbeigebracht worden. Die Häuptlinge (?) der erwachsenen Männer Samoas erwartet die Entscheidung der Commission, um Malietoa thatkräftig zu unterstützen. Die Deutschen bereiten Ansprüche auf Entschädigung vor. Eine deutsche Firma beansprucht 60 000 Dollars, eine andere 20 000 Dollars. Der englische Consul hat diejenigen, welche Verluste erlitten haben, aufgefordert, ihre Ansprüche geltend zu machen. Es heißt, daß die Commission darüber entscheiden wird. Mataafa erklärte dem Correspondenten, er habe den Vertrag aufrecht erhalten, auch stets befohlen, nicht auf Europäer zu schießen. Andernfalls hätten ganze Abtheilungen Matrosen von im Busch versteckten großen Haufen Eingeborenen niedergeschossen

---

Feuilleton

Außer Diensten.

13] Roman von Ernst Wichert.

Nachdruck verboten.

Er erinnere sich nicht mehr, sagte er, ob des Försters Ottomar so groß sei, wie er, und klingelte ihr dabei zu; sie müßte es doch wissen. „Warum?" fragte sie, wurde aber doch roth. Nun wollte er hören, ob wieder ein Täubchen eingetroffen sei und etwas Hübsches mitgebracht habe. „Ich weiß nicht", sagte sie mit spitzbübischem Lächeln, „ob wieder eins bei den gnädigen Fräulein ans Fenster geklopft hat; wir haben sie's nicht verrathen."

„So reden Sie sich nicht aus, Kindchen", erwiderte er, „ich denke mir doch, was ich will. Wie viele Tauben aus unserem Schlage hat er denn überhaupt mitgenommen?"

„Wer, Excellenz?"

„Ach, thun Sie doch nicht so. Ottomar natürlich."

Sie zuckte die Achseln. „Mir hat er es nicht gesagt."

„Noch ist die Sache mit dem jungen Menschen auch gar nicht in Ordnung", mischte sich Frau Berner ein. „Wir hätten sonst gegen ihn nichts, wenn er sein Examen gut besteht und eine Anstellung bekommt. Aber der alte Randolf weiß sich ja vor Hochmuth wegen seines Jungen gar nicht zu lassen und meint, wir müßten ihm die Hand küssen, wenn er unsere Emma für voll ansehen will. Na, und das haben wir doch nicht nöthig, Excellenz. So ein fleißiges und tüchtiges Mädchen kriegt auch sonst noch einen Mann."

„Und so ein hübsches", setzte der Freiherr hinzu und klopfte dabei Emma die Wange. „Soll ich gelegentlich mit dem alten Randolf sprechen — was? Soll ich?"

„Ich möcht's ihm so nicht abzwingen", antwortete Emma, „er kann' mir's hinterher vorwerfen."

Es konnte Alles wie Scherz klingen — wie der gnädige Scherz eines älteren Herrn, der recht herablassend freundlich mit der hübschen Tochter eines Untergebenen verkehrte. In Gegenwart der Eltern! Dabei war gewiß gar nichts Verfängliches, und so nahmen es auch die beiden Alten, und so nahm es Emma, und so nahm er's selbst, oder überredete sich wenigstens leicht, daß es nicht anders gemeint sei. Er langweilte sich und wünschte eine Ableitung von häuslichem Aerger zu haben, irgend ein Spiel, das seine Gedanken eine Weile angenehm beschäftigen konnte, einen Nervenreiz, der sanft prickelte. Diese halbe Stunde bei dem Schloßverwalter wirkte erheiternd für den ganzen Tag.

Als der Freiherr nach oben zurückkam, fand er im Flur eine Anzahl Waldarbeiter, die auf ihn gewartet hatten. Andere Randen, wie er durch das Fenster bemerkte, auf dem Hofe. Sie müßten sich bei dem gnädigen Herrn beschweren, stellten sie vor, weil sie zu wenig Lohn bekämen und der Förster sie abgewiesen hätte. Er hörte sie an, aber ohne besondere Aufmerksamkeit: mit solchen Kleinigkeiten solle man ihn doch nicht behelligen. Das seien für sie nicht Kleinigkeiten, wurde geantwortet, sie müßten von dem Lohn leben und wollten gern ehrlich bleiben. Er versprach nun, daß er sich informiren wolle. Die Leute hatten wohl selbst den Eindruck, daß er sie nur los zu sein wünsche, und redeten nun dreister auf ihn ein. Wenn er sich bei dem Förster befragen wolle, hätten sie auch zu Hause bleiben können, der nehme doch nur seines Herrn Partei, und der Pfarrer bekümmere sich nur um die Augenverdreher und die Knieentscher in der Gemeinde; der Schulze müsse ihnen aber ihre Armuth bestätigen, und wenn der gnädige Herr sich einmal selbst im Dorf umsehen wolle, werde leicht die Wahrheit zu Tage kommen. Sie setzten sich erst langsam in Bewegung, als er sie ernst aufforderte, nun zu gehen und seinen Bescheid abzuwarten.

Einer von ihnen hielt sich doch noch länger auf. Das war der struppige Mensch, den Randolf dem jungen Fräulein Becker genannt hatte. Er hätte noch eine ganz besondere Klage, sagte er. Er habe seine Arbeit immer gut verrichtet, aber seit Kurzem verweigere sie ihm der Förster ganz und gar. Das müsse denn doch einen Grund haben, meinte der Freiherr schon ungeduldig. „Einen Grund hat's wohl", sagte der Arbeiter, „aber der zieht doch nicht. Ich soll gewildert haben."

„Aha!"

„Ja, beweisen kann es mir der Herr Förster doch nicht. Und soll's einmal geschehen sein, so ist's aus Noth geschehen, und überhaupt — brodlos machen darf er mich nun doch nicht. Wenn den armen Menschen erst Alles egal ist, giebt's nichts Gutes für die Reichen."

Der Freiherr verwies ihm solche dummdreisten Drohungen und versprach, den Fall untersuchen zu wollen. Er erkundigte sich aber nicht einmal nach dem Namen des Mannes, und diesem fiel gar nicht ein, daß der gnädige Herr ihn nicht kennen könne. Es wäre da eine gute Gelegenheit gewesen, als oberste Instanz einzugreifen und nach dem Rechten zu sehen. Aber das waren so unbedeutende Dinge, wenn er sie mit den Tagesaufgaben verglich, daß ihm die Schätzung überhaupt schwer wurde. Und jetzt waren seine Gedanken ganz anderswo. Es ärgerte ihn nur, daß ihm etwas Verdrießliches dazwischen geworfen wurde. —

Jungenheim hatte wirklich die Gräfin Westerhagen durch seinen Besuch beglückt. Der Capitän sprach mit großer Verehrung von ihr. Jungenheim fand ihr Heim „ungemein poetisch" und wurde nun in ihre schriftstellerischen Mühen und Sorgen eingeweiht, die doch trotz mancher Mißerfolge „so beglückend" waren. Es gelinge ihr wohl Gedichte und kleine Prosasachelchen unterzubringen, aber selten gegen Honorar. Ein paar Novellen seien früher abgedruckt — Hofgeschichten, die auch gefallen sollen —, aber jetzt dränge es sie, in der Frauenfrage Stellung zu nehmen, und sie könne sich doch, so sehr sie allen ihren Mitschwestern eine würdige Lebenslage wünsche, unmöglich mit Forderungen begeistern, die einen ganz unweiblichen Charakter trügen. Alle Poesie müsse aus der Welt, wenn die von den Eiferern angestrebte Ordnung der Dinge Wirklichkeit werden sollte. Das habe sie in einem dreibändigen Romane ausgeführt, mache aber mit ihm die betrübtlichsten Erfahrungen. Wohin sie ihn auch sende, er komme immer wieder zurück, und das sei zuletzt recht ärgerlich. Man wolle nur etwas Sensationelles, möge es auch noch so ungesund sein. Ja, wenn man keine Empfehlung habe! Er war unvorsichtig genug gewesen, von seinen Beziehungen zur Presse zu sprechen. Nun bat sie ihn mit rührender Bescheidenheit, sich nur die Vorlesung einiger Capitel gefallen zu lassen. Sie griff auch schon in die Tischschieblade, stand aber doch von ihrem Vorhaben ab, als er ihr bemerklich machte, daß einzelne aus dem Zusammenhang gerissene Stellen ihm doch unmöglich ein Bild von dem gewiß vortrefflichen Ganzen geben könnten, und sich lieber das Manuscript zur Lectüre ausbat.

„O, wie darf ich Ihnen zumuthen . . ." rief sie, von seiner Liebenswürdigkeit ganz entzückt.

Er versicherte, daß er die Gewohnheit habe, lange aufzubleiben, und für eine so angenehme Beschäftigung nur dankbar sein könne, hier gehe man gewiß früh schlafen.

„Ihr Wille geschehe denn", sagte sie ergeben mit einem warmen Händedruck, „und Gott vergelt's! Aber ein Gedicht wenigstens müssen Sie hören — wirklich nur ein einziges. Es ist so schlecht geschrieben, sonst legte ich es dem Roman bei."

Er ergab sich in sein Schicksal, hatte aber die geopferten fünf Minuten nicht zu bereuen. Das Gedicht war tief empfunden und in der Form unanfechtbar. Sein Lob konnte denn auch ganz ehrlich sein.

Er begab sich nun auf sein Zimmer und schrieb, da er Papier und Feder vorfand, einen Artikel für seine Berliner Tageszeitung als Correspondenz aus der Residenz. Die gute Laune, in der er sich befand, ließ die Schilderung der verzweifelten Bemühungen, auf den Grund einer Sache zu kommen, die nun einmal durchaus keinen haben sollte, bestens gelingen. Der Artikel konnte wie ein Senfpflaster wirken, das vielleicht seine richtige Stelle finden und die Blasen ziehen würde. Er begnügte sich überall mit prickelnden Andeutungen, die doch von den Betheiligten verstanden werden mußten, und suchte durch die humoristische Einleitung auch den weiteren Leserkreis zu unterhalten. In dem Begleitschreiben gab der Doctor Auftrag, das betreffende Blatt sofort an bestimmte Adressen unter Kreuzband abzusenden.

Als er an das Fenster trat, das Geschriebene nochmals zu überlesen, bemerkte er unten im Park die beiden jungen Damen, nicht weit von der Flora mit einem Ringspiel beschäftigt. Er couvertirte rasch den Brief und ging, ihn in der Hand haltend, hinab. Die Schwestern sahen ihn wohl kommen, vereiferten sich aber nur noch mehr in ihr Spiel, als bemerkten sie ihn nicht. Erst als er schon nahe herangekommen war, warf Irmgard, die gegenüber stand, den Reif über Armgard so weit hinweg, daß Jungenheim ihn mit dem Arm für sie auffangen konnte.

„Bravo, Herr Doctor!" rief sie. „Wenn Sie so gut fangen können, sollen Sie auch die Erlaubniß erhalten, mitzuspielen."

„Das heißt, wenn es Ihnen Vergnügen macht", setzte Armgard hinzu, „und Ihnen Ihre Zeit nicht zu kostbar ist."

Er hob den Brief in die Höhe. „Ich bin schon fleißiger gewesen, als ich's eigentlich verantworten kann. Sobald ich dieses Schreiben der Post übergeben habe —"

„Aber Sie dürfen's ja nur in den Kasten werfen, der im Hausflur steht", fiel Irmgard ein; spätestens morgen früh wird nach der Post geschickt und dann gehen die Sachen mit."

Der Doctor zögerte. „Das ist mir zu spät und auch nicht sicher genug. Ich glaube, es findet noch vor Nacht eine Postbeförderung nach der Eisenbahn statt."

„Ist der Brief so wichtig?"

„Kann wohl sein —"

„Gewiß an eine Dame —"

„Irmgard!"

„Jedenfalls an ein Wesen mit weiblichem Artikel", sagte er lächelnd, „wenn auch sächlicher Natur."

„Nun werden Sie wieder mystisch."

„An die Redaction einer Zeitung — nichts klarer als das."

„Den Brief hat also Herr Doctor Junge geschrieben."

„Das darf ich nicht verrathen, mein bestes Fräulein; er würde